

DIE ZIGARETTE
DANACH IST DIE VOR DEM
NÄCHSTEN EINSATZ

DIE STREIFE- PRÜFUNG

**SIE MÜSSEN DA RAUS,
DAS IST IHR JOB. ABER IN
DER WELT, DIE POLIZISTEN
DRAUSSEN VOR IHRER
DIENSTSTELLE IN NEUKÖLLN
ERWARTET, SIND DIE REGELN
DES ZUSAMMENLEBENS
UNGÜLTIG.
PROTOKOLL EINER NACHT-
SCHICHT IM GEFÄHRlichsten
STADTTEIL DEUTSCHLANDS**

TEXT > KAI SCHÄCHTELE
FOTOS > WOLFGANG SIESING

D

iese Idylle. Die Straße hinunter treten Jungs in einem Fußballkäfig gegen den Ball, Autos stehen ordentlich geparkt auf dem Kopfsteinpflaster. Rund um den gelb gestrichenen Altbau Boddinstraße 5 mit seinen kunstvoll geschmiedeten Balkongeländern liegen: der Lieferservice „Pizza Bobby“, die Bierkneipe „Boddin-Stuben“, das Café „Sahara“. Und eine Imbissbude mit libanesischem Fastfood, Hallumi für zwei Euro, Schawarma für fünf. Durch die Blätter der Bäume kann man die Turmuhr des Neuköllner Rathauses mit ihren goldenen Zeigern sehen.

Genau hier, zweiter Stock, mitten in Neukölln, hat am 26. Februar 2009 der 19 Jahre alte Mohamed H. seinen behinderten Nachbarn auf dem Hausflur erstochen. Andreas H., 41 Jahre alt, auf Krücken angewiesen, hatte sich immer wieder über den Bass-Lärm aus der Nachbarwohnung beschwert. Mohamed H.

war an dem Tag wohl gerade wieder am Arbeiten:

Als „Momoblack“ wollte er Rapstar werden, mit Songs, die eine einzige Abrechnung waren mit einer Gesellschaft, die ihm keine Wahl gelassen hat. Im Refrain von „Die Wahrheit“ sagt er: „Ihr habt gesagt, ich werd nie was / Ihr habt gesagt, ich sei viel zu krass / Nein, es war nur der tiefe Hass / Und ich sag: Ich hab nichts verpasst.“

Gordon H. war dabei, als Momoblack verhaftet wurde. Der 48-Jährige, über dessen Bauch sich das beige Polizeihemd spannt, ist Hauptkommissar, er trägt drei Silbersterne auf der Schulterklappe. Wenn er einen Strafzettel ausfüllen muss, holt er seine Lesebrille mit Goldrand aus dem bronzefarbenen Etui. Gordon H. passt nach Neukölln wie ein Familienvater auf ein Hip-Hop-Konzert. Doch seine Dienststelle liegt im Rollberg-Kiez, einer

der verrufensten Gegenden des Berliner Stadtteils, in dem mehr als 300.000 Menschen leben. Bis 1985 hat er schon einmal hier gearbeitet; dann ging er zur Wasserschutzpolizei, weil man dort ein ruhigeres Leben hat. Im vergangenen Jahr ist er zurückgekehrt, unfreiwillig. „Ich habe nicht gedacht, dass es so schlimm werden würde“, sagt er.

Mohamed H. kam ins Gefängnis, kurz darauf in die Psychiatrie. Wenn Gordon H. von den Ereignissen erzählt, die sich in seinem Revier, Abschnitt 55/Rollbergstraße, abspielen, spricht er, als sei ihm ein Schreck in die Glieder gefahren, der seinen Körper nicht verlassen will. Sobald H. einen Fuß vor die Dienststelle setzt, trägt er eine Schutzweste, so wie alle Kollegen. Auch wenn sie mit ihren drei Kilo schnell unbequem wird. Viel unbequemer wäre die Gewissheit, Neukölln schutzlos ausgeliefert zu sein.

Schutzgeld, Drohungen, das ganze Spektrum

Es ist Freitagnacht, halb eins. Gordon H. und sein Kollege Andreas P. fahren gemeinsam Streife. Ende morgens um sechs. Dass ein Reporter und ein Fotograf sie dabei begleiten, lassen sie nur unter der Bedingung zu, dass weder Text noch Bilder Rückschlüsse auf ihre Identität erlauben. Es reicht, dass sie sich im Einsatz diesem Stadtteil stellen müssen. Wenigstens im Privatleben wollen sie deshalb einigermaßen sicher sein, dass Neukölln sie in Ruhe lässt.

H. sitzt im Aufenthaltsraum der Dienststelle, unter kaltem Deckenlicht. Ein paar Palmen dörren auf Kunstholzregalen vor sich hin. An der Wand hängen das Bild einer Bikini-Schönheit aus einem Männermagazin und ein Foto von Uwe Liescheid. Der Beamte ist im März 2006 erschossen worden, als er in der Hasenheide einen Räuber verfolgte. Die Entwicklung der Hasenheide, des großen Parks im Zentrum von Neukölln, steht sinnbildlich für die des ganzen Stadtteils: Seine verlebte Schönheit ist noch zu erkennen, doch Gewalt und Gleichgültigkeit gegenüber jeder gesellschaftlichen Norm haben diesen Ort zu einem hässlichen Flecken werden lassen. Die Polizisten bekommen das jeden Tag am eigenen Leib zu spüren. „Früher hat mir allein die Tatsache, Polizist zu sein, Souveränität verliehen, weil ich wusste: Wer jetzt handgreiflich wird, hat ein Problem“, erzählt H. „Doch der Respekt vor der Uniform hat auf eine Weise nachgelassen, die ich nicht für möglich gehalten hätte.“ Wer in Neukölln als Polizist unterwegs ist, braucht Mut, Gelassenheit – und eine geladene Pistole. Die Angst, nie zu wissen, in welche Situation sie als Nächstes geraten können, ist der ständige Begleiter von Gordon H. und Andreas P. Bei nächtlichen Kontrollfahrten durch die Hasenheide, wo die Drogendealer vor den Scheinwerfern ins Gebüsch huschen wie junge Rehe, genauso wie beim nächsten Einsatz.

Zwei Uhr morgens. Ein Anwohner habe sich über Lärm-belästigung beschwert, heißt es aus der Zentrale. Der VW Touran biegt langsam in eine Seitenstraße einer der Hauptverkehrsadern von Neukölln, auf der eine arabische Großfamilie die Regeln diktiert. Schutzgeld, Drohungen, das ganze Spektrum. Ein kleiner Mann Mitte 50 öffnet die Haustür, ordentlich frisiert, dunkle Trainingshose, T-Shirt mit dem Logo einer Rasierklingen-Marke. Er hat die Polizei gerufen, weil ein paar

Jugendliche im Treppenhaus randalierten. Zunächst habe er sie vertrieben und dann die Haustür abgesperrt, erzählt er. „Bringt aber nichts, die treten sie immer wieder ein.“ Dann seien sie über den Zaun im Hinterhof gestiegen und hätten weiter gepöbelt. Inzwischen sind sie weg. Ärger macht nur Spaß, solange sich jemand darüber ärgert.

Doch bei dem kleinen Mann ist die Wut längst der Resignation gewichen. Er steht im Hausflur und spricht so leise, als habe er Angst, dass jemand mithören könnte. „Es wird hier immer schlimmer. Der Vermieter sagt: Ich habe hier keinen Einfluss mehr.“ Vor einiger Zeit sei eine Frau in einer Nachbarwohnung gefunden worden, von der nur noch die Knochen übrig waren. Drei Jahre lang lag sie tot in ihrer Wohnung; immer wieder hatte der Mann, der nebenan lebt, versucht, jemanden dazu zu bringen, die Tür aufzubrechen. Erst als sich die Tauben der Küche bemächtigt hatten, griff die Hausverwaltung ein. Polizist H. unterhält sich noch ein paar Minuten mit dem Mann, „also, danke und gute Nacht“, steigt zurück ins Auto und nimmt den Funkhörer in die Hand: „55/02 mit Abschluss Thomasstraße: Personen haben sich entfernt, alles ist ruhig.“ P. startet den Wagen, H. sagt: „Ich unterhalte mich immer ein bisschen mit den Leuten, wenn man sie achtlos stehen lässt, tun sie einem noch mehr leid.“ Ihr Streifenwagen rollt wieder durch eine Welt, deren Entwicklung vom Rest Berlins längst abgehängt ist.

Die Arbeitslosenquote beträgt knapp 25 Prozent, davon betroffen sind vor allem Ausländer und Jugendliche. Bei den Hartz-IV-Empfängern liegt Neukölln genauso über dem Berliner Durchschnitt wie bei den Langzeitarbeitslosen. Seit 2001 verzeichnen die Statistiker eine starke Abwanderung von Familien mit Kindern, dafür steigt der Ausländeranteil. Jugendliche, die Bier trinkend umherziehen und Passanten bepöbeln, sind zur Normalität geworden. Früher waren Messer und Schusswaffen auf der Straße die Ausnahme, heute sind sie Alltag. Bei den arbeitslosen jungen Erwachsenen zwischen 18 und 25 sei zu beobachten, dass sich die Konzentration erhöhe, heißt es in einer Trendanalyse zur Entwicklung Neuköllns vom November 2008. „Das sozialräumliche Milieu wirkt mit zunehmender Verdichtung verstärkend auf die Benachteiligung, weil diese sich selbst verfestigt.“ So klingt in nüchternen Worten verpackte Perspektivlosigkeit.

Halb drei, der nächste Einsatz. Er führt zu einer alten Dame, die ihre Würde in den vergangenen Jahren genauso verloren hat wie ihre Zähne. An ihrer Wohnung ist noch zu erkennen, dass sie einmal eine Frau mit Stil gewesen sein muss. Gestreifte Tapeten im Flur, ein kleines Holztischchen neben der Wohnungstür. Die guten Zeiten aber sind lange vorbei. Die alte Frau stützt sich auf ihren schwarzen Gehstock und zetert mit einer Stimme, an der Alkohol und Zigaretten so lange gezerrt haben, bis nur ein Krächzen übrig blieb: „Der Mensch ist schlecht, der soll hier nicht mehr herkommen.“ Der Mensch, den sie meint, sitzt stumm in der Küche, es ist ihr Freund. „Hier hat er mich gestern geschlagen“, ruft sie und zeigt auf ihr linkes Auge. „Ich habe geblutet wie ein Schwein.“ Ihre blaue Jogginghose ist immer noch blutverschmiert, sie hat sie nicht gewechselt. H. und P. verschwinden in der Küche und

DER SCHEIN TRÜGT:
SO RUHIG IST ES IN
NEUKÖLLN NUR
MORGENS UM VIER





reden mit dem Mann. Der sagt: „Sie hat eineinhalb Flaschen Wodka getrunken und ist besoffen.“ Er dagegen sei nüchtern, nur sieben Flaschen Bier. Er habe sie erst geschlagen, nachdem sie mit dem Krückstock auf ihn eingedrückt hätte. Die Polizisten fordern den rotgesichtigen Mann in der Küche auf, die Wohnung zu verlassen. Auf dem Weg zur Tür holt der noch mal kurz aus, als wolle er seiner Freundin einen letzten Schlag verpassen. Die Polizisten gehen dazwischen. Unten auf der Straße hält der Mann sich den Ellbogen und sagt, da müsse er wohl zum Arzt. H. nimmt den Funkhörer. „55/02 mit Abschluss aus der Herrfurthstraße: Person hat das Haus verlassen.“ Er weiß genau: Wenn die beiden am nächsten Tag wieder nüchtern sind, geht das Theater von vorn los.

Sie werden beschimpft, beleidigt, bespuckt

Ab drei Uhr: Routineeinsätze. Ein paar Anrufe wegen Ruhestörung. Ein Mann liegt betrunken im Gebüsch. Jemand alarmiert anonym die Polizei, in der Nachbarwohnung schlage ein Mann seine Frau. Mit Blaulicht rasen H. und P. dorthin, rennen ins Treppenhaus und klopfen gegen die Tür. Nein, nein, sagt ein verdutzter Italiener, auf dessen nacktem Oberkörper die Spuren eines Schlags zu sehen sind, alles in Ordnung. Dahinter taucht eine Frau auf und lächelt verlegen. Es ist oft weniger der Mut, sich einer körperlich bedrohlichen Situation auszusetzen, den die Polizisten in ihrem Alltag brauchen. Was der Job ihnen abverlangt, ist die Courage, sich mit Teilen einer Gesellschaft zu konfrontieren, in der die Regeln des Zusammenlebens außer Kraft gesetzt sind. Viele Neuköllner hatten entweder nie eine Chance oder haben die, die sich ihnen bot, verpasst.

Mit den Konsequenzen müssen Polizisten wie H. und P. beinahe täglich leben, ohne sich je dafür entschieden zu haben. Andreas P. etwa: Eigentlich wollte der Polizeihauptmeister Bankkaufmann werden, seine Eltern aber rieten ihm zum Polizeidienst, das sei doch ein sicherer Beruf. Mit 16 ist er ihrem Rat gefolgt. Der heute 40-Jährige gehörte zu einer Einheit, die jedes Jahr bei den Krawallen rund um den 1. Mai zum Einsatz kam – bevor auch er gegen seinen Willen nach Neukölln versetzt wurde.

Noch immer ist er erschüttert über die Verrohung auf den Straßen. „Ich habe nicht damit gerechnet, dass Polizist zu sein bedeutet, dass man sich beschimpfen, beleidigen und bespucken lassen muss.“

Polizisten in Neukölln sind Prellböcke in Uniform.

HINTER VIELEN
TÜREN IN
NEUKÖLLN
ERWARTET DIE
BEAMTEN
MENSCHLICHES
ELEND UND
GEWALT

„Und das frustet“, sagt Frank-Thomas T., 51 Jahre alt. Der Mann mit der Kurt-Beck-Gedenk-Frisur ist stellvertretender Dienstgruppenleiter in Abschnitt 55. Mit zwei Kollegen hält er die Stellung, wenn die Streifen unterwegs sind. Er spricht mit Neuköllnern, die sich auf der Dienststelle über die Zustände auf der Straße beschwerten, nimmt Anzeigen auf, und wenn nichts los ist, sieht er fern. „Nicht die Extremsituationen zermürben die Kollegen, da ist jeder vollgepumpt mit Adrenalin“, sagt T. morgens um vier bei einer Tasse Kaffee, was jeder hier so ausspricht, dass es sich auf Affe reimt. „Es ist die Respektlosigkeit der Menschen untereinander und gegenüber der Polizei, die einen ausbrennen lässt.“ Und die Dienststelle ist im Moment kein Ort, um seine Kraftreserven wieder aufzufüllen.

Denn im gleichen Maße, wie in Neukölln die Gefahr zugenommen hat, wurde der Etat der Polizei in ganz Berlin gekürzt. Seit Anfang des Jahrtausends ist das Personal nach Angaben der Polizeigewerkschaft um rund 4000 Polizisten reduziert worden, die Beamten verdienen bis zu 500 Euro weniger im Monat als Kollegen in anderen Bundesländern. Ihre Verbitterung über die Zustände hat die Gewerkschaft im Mai 2009 in eine Stellenausschreibung gesteckt: „Wir brauchen motivierte, leistungsbereite junge Menschen für den interessanten Job Polizistin/Polizist in Berlin. Wir bieten: die schlechteste Bezahlung bundesweit, einen lebensverkürzenden Schicht- und Wechseldienst, hohe physische und psychische Belastungen verbunden mit einer hohen Krankenquote.“

Halb fünf. Gordon H. und Frank-Thomas T. stehen in der Kaffeeküche. Die beiden sehen müde aus, draußen kündigt sich der nächste Tag an. Kein besserer als die Tage zuvor. „Die Anforderungen an die Polizeibeamten sind viel höher geworden“, sagt T. „Wir müssen heute Dinge entscheiden, die früher von anderen entschieden wurden. Der Verweis aus der eigenen Wohnung ist so ein Beispiel. Da müssen die Kollegen stets einen sehr klaren Kopf haben, um das Richtige zu tun.“ H. fügt hinzu: „Wer hier Streife fährt, steht mit einem Bein im Krankenhaus.“ Er sagt das schulterzuckend, es ist die einzige Art, mit dem Frust umzugehen, der in der Dienststelle hängt wie eine düstere Wolke. Zumindest für H. verliert sie demnächst ihren Schrecken: In ein paar Wochen kann er zurück aufs Wasser. Er ist heilfroh.

Kurz nach fünf. Die Nachtschicht endet mit einem letzten Einsatz, als plötzlich jemand „Eile“ über den Flur ruft. Die Beamten rennen zu ihren Autos. Ein Anwohner hat Jugendliche beim Autoknacken beobachtet. Als die Streifen eintreffen, ist niemand zu sehen außer ein paar Betrunkene, die langsam nach Hause wanken, und ein Pärchen in seinem Auto. Es geht zurück zur Dienststelle, wo die größte Mutprobe auf die Polizisten wartet, nach all dem Kaffee: die Männertoilette.

In dem grün gekachelten Raum liegt ein beißender Gestank in der Luft, der einem den Atem verdrückt. 55/02 mit Abschluss Rollbergstraße:

Es riecht wie auf einem Bahnhofsklo, das schon seit Jahren nicht mehr geputzt worden ist. Sonst alles ruhig.